

Zwei Jahrtausende Jüdische Kunst und Kultur in Köln

Herausgegeben von Jürgen Wilhelm



Wir danken der Stadt Köln, der Provinzial Rheinland, der Hans-Böckler-Stiftung, der WestLB, Netcologne und dem TÜV Rheinland für ihre aktive Unterstützung. Frontispiz
Festumzug anlässlich der
Einweihung der neuen
Synagoge im Wohlfahrtszentrum in Köln-Ehrenfeld
(Foto: Herby Sachs)

Umschlag vorn Die mittelalterliche Kölner Mikwe (Foto: Wolfgang F. Meier)

Umschlag hinten
Papst Benedikt XVI. im
Jahr 2005 zu Gast in
der Synagoge Roonstraße
(Foto: Herby Sachs),
Chanukka-Leuchter
aus dem Bestand des
Kölnischen Stadtmuseums,
Dekret Kaiser Konstantins
des Großen aus dem
Jahr 321

© Greven Verlag Köln 2007 www.Greven-Verlag.de Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung Elmar Lixenfeld, Frankfurt am Main

Lithographie Fröbus GmbH, Köln

Druck und Bindung Rasch, Bramsche

ISBN 978-3-7743-0397-3

Vorwort	6
Zwei Jahrtausende Jüdische Kunst und Kultur in Köln	8
Jüdisches Leben Antike und Mittelalter	50
Kölner Judaica Jüdische Zeremonialkunst aus fünf Jahrhunderten	92
Entfaltungsmöglichkeiten? Orte und Personen	176
Jüdische Selbstbehauptung Verfolgung und Entrechtung	268
Jüdisches Leben Heute	278
Literatur Bildnachweis Autoren	303 309 310
Danksagung	311

Inhalt

Der Almemor

Zeitgleich mit dem gewölbten Kellerraum ließ die jüdische Gemeinde 1270/80 einen neuen, steinernen Aufbau für das Vorlesepult errichten, der die Mauern des Kellers als Fundamente nutzte. Sein Gewölbescheitel reichte etwas in die Synagoge hinein, was durch den Überbau kaschiert war. Ein Almemor, er wird auch Bima genannt, ist ein in der Mitte der Synagoge – seit dem 19. Jahrhundert auch vor dem Tora-Schrein im Osten – stehendes, erhöhtes Podium, auf das traditionell drei Stufen führen. Auf ihm steht, meist durch ein umlaufendes Geländer geschützt, das Lesepult zur Aufnahme der Torarolle, aus der während des Gottesdienstes vorgelesen wird. Sehr häufig werden diese Podien durch einen Baldachin betont. Über 160 Fragmente des Kölner Almemors haben sich erhalten, die alle auf dem Boden des Kellers gefunden wurden. Angesichts der Dimension des Almemor kann es sich nur um einen kleinen Bruchteil der Anlage handeln. Es ist zu hoffen, dass bei der in naher Zukunft erfolgenden Freilegung noch weitere Fragmente geborgen werden können.

Gemäß einer 1998 veröffentlichten Rekonstruktion von Sven Schütte steht auf dem Podium eine umlaufende etwa kniehohe Mauer, die von einer profilierten Gesimsplatte abgedeckt wird; eine Aussparung ermöglicht den Zutritt. Sie dient einer umlaufenden doppelten, schlanken Arkatur, wobei die innere von Pfeilern, die äußere von schlanken, feinen Säulen gestützt wird. Von den auf den Pfeilern und auf den Säulen sitzenden, mit realistisch wiedergegebenem Blattwerk gezierten Kapitellen steigen Spitzbogen auf, deren Unterseite jeweils mit drei abhängenden Pässen besetzt ist. Ein fein gearbeitetes Laubwerkornament, das von Vogeldarstellungen belebt wird, füllt die Zwickel zwischen den Spitzbogen. Über ihnen streicht ein Gesims hinweg, das von einer profilierten, überstehenden Platte abgedeckt ist. Aus dieser erwächst eine dichte Folge von liegenden Pässen mit vegetabilen Aufsätzen. Insgesamt handelt es sich um eine Arbeit von höchster Qualität, die ihr Vorbild im Triforium der Kölner Kathedrale haben dürfte. Weil Juden kein Handwerk – auch nicht das des Steinmetzen – ausüben durften, ist nach Sven Schüttes Darstellung die feingliedrige Vergitterung des Lesepultes ein um 1270/80 entstandenes Werk der Kölner Dombauhütte, das die jüdische Gemeinde dort in Auftrag gegeben hatte.

In Anbetracht der aufwendigen und künstlerisch äußerst qualitätvollen Architektur des Almemors ist zu vermuten, dass auch der Aron ha-Kodesch eine gleichwertige und gleichzeitige Umgestaltung erfahren hat. Erhalten hat sich allerdings nur der Unterbau, sodass keine Aussagen über seine Gestaltung gemacht werden können.



Eines von mehr als 160 erhaltenen Fragmenten des Kölner Almemors

66

H.F.



Tora-Rolle in der Judaica-Vitrine des Kölnischen Stadtmuseums

Tora-Rolle

Pergament, Holz, Messing, Zinn, Rheinland (?), 18. Jahrhundert

Diese Tora-Rolle steht im Mittelpunkt der Präsentation der jüdischen Ritualobjekte in der Vitrine im Obergeschoss des Kölnischen Stadtmuseums. Eingerahmt ist die Tora-Rolle von einer »bekleideten« Tora und dem Ewigen Licht, dem Ner Tamid.

Im Zentrum des Gottesdienstes in der Synagoge steht die Lesung aus der Tora. Tora bedeutet Lehre, Unterweisung. Im weitesten Sinne meint Tora das jüdische Religionsgesetz von der Bibel bis zu den neuesten halachischen Entwicklungen. Im engeren Sinne sind mit Tora die Moses am Berg Sinai gegebene Offenbarung Gottes und die Fünf Bücher Mose, also der Pentateuch, gemeint. Der Pentateuch symbolisiert als Heilige Schrift den Bund Israels mit Gott, ist Symbol der Erwählung und Verpflichtung gleichermaßen. Die Tora als Offenbarung und Weisung Gottes ist Lebensgrundlage der jüdischen Gemeinschaft; sie wird aber permanent von Rabbinern ausgelegt und aktualisiert. Die Tora ist der heiligste Kultgegenstand im Judentum. Sie ist in 54 Wochenabschnitte eingeteilt; an jedem Schabbat wird ein Abschnitt vorgetragen, so dass die fünf Bücher Mose im Laufe des Jahres einmal gelesen werden.

Aus der Tora wird am Montag, Donnerstag und am Schabbatvormittag sowie an den verschiedenen Feiertagen öffentlich und laut in der Synagoge gelesen. Die Tora-Lesung wird heute von dem Chasan, dem Vorbeter, vorgenommen. Die aufgerufenen Gemeindemitglieder sprechen dann die Tora-Segnungen. Am Schabbat und an den Festtagen wird dem vorgelesenen Tora-Abschnitt noch die Lesung aus den *Propheten* (Haftara) hinzugefügt.

Die Tora, die in der Synagoge Verwendung findet, ist kein Buch, sondern eine Rolle. Die hebräischen Buchstaben werden von einem ausgebildeten Schreiber (Sofer) in Handarbeit mit Tinte und einem Federkiel auf das Pergament geschrieben, das von reinen Tieren stammen muss. Der Text wird von rechts nach links ohne Vokalzeichen und Trennungen in etwa 200 Spalten auf 40 einzelne Blätter geschrieben, die dann mit den Sehnen koscherer Tiere zusammengenäht werden. Die Sefer Tora muss fehlerfrei geschrieben sein und zeigt keine Illustrationen. Die Pergamentenden werden an zwei Stäben befestigt, die aus Holz oder Elfenbein geschnitzt sind (*Baum des Lebens*), so dass die Rolle problemlos zusammen- und aufgerollt werden kann.

Jede Gemeinde besitzt mehrere Rollen, die in der Synagoge in einem Schrank oder Schrein (Aron Ha-Kodesch) aufbewahrt werden. Dieser befindet sich in der Regel an der Jerusalem zugekehrten Wand, d.h. in der westlichen Diaspora an der Ostwand. Die Tora wird zum Zweck der Lesung feierlich aus dem Schrein gehoben, zu einem erhöhten Lesepult (Bima oder Almemor) getragen, von ihrem Schmuck befreit und aufgerollt. Die männlichen Gottesdienstbesucher haben die Gelegenheit, den Mantel, der die Tora umhüllt, zu küssen. Nach der Lesung wird die Tora in feierlichem Umzug wieder zu ihrem Aufbewahrungsort gebracht. Ebenso wie die Lesung werden die Tätigkeiten, die im Zusammenhang mit der Tora-Lesung anfallen, als Ehrenämter (Mizwot) an die Gemeindemitglieder vergeben, die dafür einen Beitrag an die Gemeinde spenden. Die alljährliche Lesung der Tora wird mit dem Tora-Freudenfest – Simchat Tora – abgeschlossen, bei dem die Tora-Rollen in feierlichem Umzug durch die Synagoge getragen werden.

Gemäß dem Vers aus Exodus, 15,2 »Dies ist mein Gott, ich will ihn preisen«, ist die Tora-Rolle mit einer Reihe von oft künstlerisch und materiell wertvollen Gegenständen geschmückt, auf die im Folgenden eingegangen wird.

E. P.-J.

Tora-Vorhang aus grüner, rosa-, lachs- und cremefarbener Seide



Tora-Schild (Tas)

Silber, vergoldet, getrieben, graviert und ziseliert, Berlin (?), Anfang des 19. Jahrhunderts

Das Tora-Schild (Tas) ist mit einer Kette an der in den Mantel gehüllten Tora-Rolle befestigt. Tora-Schilder sind im aschkenasischen Judentum erst aus dem 17. Jahrhundert erhalten, es gab sie allerdings schon vor diesem Zeitpunkt. Tora-Schilder erfüllen einen praktischen Zweck: In den meisten Synagogen befinden sich mehrere Tora-Rollen im Schrein, die beim Öffnen unterschiedliche Textabschnitte der Heiligen Schrift zeigen. Im unteren Bereich des Schildes ist dann ein Fensterchen in das Metall eingeschnitten, in das auswechselbare Plättchen geschoben werden können, auf denen die Feiertage angeben sind, zu denen der entsprechende Text der Tora gehört. Das Metallplättchen des hier abgebildeten Schildes weist auf das Neujahrsfest, auf Rosch Ha-Schana, hin (Abb. S. 118/119).

Tora-Schilder erinnern an die Brustplatte des Priesters Aaron (Choschen), die in zwölf Felder mit Edelsteinen eingeteilt war, als Symbol der zwölf Stämme und somit der Gesamtheit Israels. Oft waren die Schilder daher mit zwölf Steinen besetzt.

Waren die Schilder zunächst schlichte, rechteckige Tafeln, so wurden sie später recht aufwendig gearbeitet. Sie sind meistens aus Silber, häufig vergoldet und mit Edelsteinen besetzt. Die Verzierungen, die denen auf Tora-Vorhängen ähneln, haben eine symbolische Bedeutung. So sind die beiden Säulen, die auf unserem Schild von Lorbeergirlanden umwunden sind, von den beiden freistehenden Säulen Jachin und Boas vor dem Salomonischen Tempel inspiriert. Neben den Gesetzestafeln finden sich häufig auch Löwen, Hirsche, Adler, Kronen, Levitenkannen und die Segnenden Hände der Priester.

E. P.-J.



Tora-Schild (Tas)





Schabbat-Ausgang (Hawdala)

Hawdala-Becher

Silber, getrieben, graviert, Deutschland (?), 19. Jahrhundert

Hawdala-Teller

Zinn, graviert, Deutschland (?), 18. Jahrhundert

Gewürz-Büchse (Bessomim-Büchse)

Silber, teilvergoldet, Filigran, Deutschland (?), 1732

Silber, getrieben, graviert, Augsburg oder Polen, 18./19. Jahrhundert

Silber, vergoldet, getrieben, gegossen, graviert, Polen (?), 19. Jahrhundert

Hawdala-Kompendium

Silber, getrieben, gegossen und ziseliert, Mainz 1777

Die jüdischen Kultgegenstände auf den folgenden Seiten werden bei der so genannten Hawdala-Zeremonie benötigt, die den Schabbat am Samstagabend beendet. Hawdala bedeutet Trennung, Unterscheidung und bezeichnet eine besondere Abschlusszeremonie. Die Hawdala-Zeremonie, bei der ein Segen über einen Becher Wein (Abb. S. 128), über das Licht einer aus mehreren Dochten bestehenden, geflochtenen Kerze sowie über aromatisch duftende Kräuter in speziellen Behältnissen gesprochen wird, trennt das Heilige vom Profanen, die Freude des Festtags von den Alltäglichkeiten der Arbeitswoche.

Eine Tradition aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, die auf Rabbi Schimon ben Lakisch zurückgeführt wird, besagt, dass Gott dem Menschen am Vorabend des Schabbat eine zusätzliche Seele gebe, die ihm am Ende des Festtags wieder genommen werde. Die Hawdala-Zeremonie erinnert den Menschen noch einmal an den Zustand der gehobenen Existenz während des Schabbat.

Hawdala-Becher, 19. Jahrhundert



Bei einem Leuchter (Abb. S. 154/155) fallen auf der geschweiften Rückwand die beiden Löwen auf, die die Gesetzestafeln halten und von Rosen-, Rocaillen- und Behangdekor umgeben sind; die Rückwand wird oben abgeschlossen durch die Krone der Tora. Die auf einer Bank aufgereihten Ölbrenner haben die Form von liegenden Löwen. An der Rückwand sind hinten der Schammasch und ein Ölkännchen befestigt.

Parallel zu der Entwicklung der bankförmigen Channuka-Lampe kam im Mittelalter der Brauch auf, rechts neben dem Tora-Schrein in der Synagoge einen großen, stehenden Chanukka-Leuchter in Menora-Form aufzustellen; dieser Leuchter spendete denen Licht, die auf der Durchreise waren oder zu Hause keine Lichter anzünden konnten. Auch dieser Leuchter hatte natürlich acht Lichtquellen.

Der Chanukka-Leuchter dient nicht als profane Lichtquelle, sondern wird ausschließlich im Zusammenhang des Festes benutzt, d.h. er wird zusätzlich zu den anderen Lampen entzündet.

Das Chanukka-Fest, das am 25. Kislew (November/Dezember) beginnt, erinnert wie Purim an ein historisches Ereignis: Der makedonisch-syrische Seleukidenkönig Antiochus IV. Epiphanes war, von einem Eroberungszug in Ägypten kommend, in Jerusalem eingefallen, hatte den Tempel entweiht, die Schätze geplündert und die heiligen Gerätschaften zerstört. Der Schändung des Heiligtums der Juden folgte ein Blutbad unter den Einwohnern Jerusalems. Der jüdische Kultus wurde in der Folgezeit verboten, der Tempel in ein heidnisches Heiligtum umgewandelt. Diese Gewalttaten führten zum Aufstand der Juden unter der Führung des Hasmonäers Jehuda oder Juda mit dem Beinamen Makkabi (der Hammer) und seiner Brüder Jochanan, Simon, Eleasar und Jonatan, der im Jahre 165 v.d.Z. zunächst siegreich endete. Nachdem die Hasmonäer Jerusalem befreit hatten, wurde auch der Tempeldienst wiederhergestellt:

»Er wählte untadelige und gesetzestreue Priester aus, damit sie das Heiligtum reinigten und die entweihten Steine an einen unreinen Ort trugen. [...] Dann nahmen sie unbehauene Steine, wie es das Gesetz vorschreibt, und errichteten einen neuen Altar, der genauso aussah wie der alte. Auch das Heiligtum und die Innenräume des Tempels bauten sie wieder auf und reinigten die Vorhöfe. Sie fertigten neue heilige Geräte an und stellten den Leuchter, den Rauchopferaltar und den Tisch in den Tempel. Dann brachten sie auf dem Altar ein Rauchopfer dar, zündeten die Lichter an dem Leuchter an, so dass der Tempel hell wurde, legten Schaubrote auf den Tisch und hängten den Vorhang auf. So beendeten sie alle Arbeiten, die sie sich vorgenommen hatten.« (1. Makkabäer, 4, 42–51)

Das Fest der Wiedereinweihung dauerte acht Tage und ist der Ursprung von Chanukka.

Chanukka-Leuchter, 18. Jahrhundert

Synagogenbauten



Die alte Synagoge in Deutz, Aquarell von Wilhelm Scheiner, 1884

Die Bestimmung der Synagoge ist eine dreifache: sie ist Beth ha-Knesset (Haus der Versammlung), Beth ha-Midrasch (Haus des Lernens) und Beth ha-Tefila (Haus des Betens).

Mit diesen Bestimmungen sind keine architektonischen Festlegungen verbunden. Eine Synagoge ist nicht, wie der Tempel, eine differenzierte architektonische Hülle für diverse liturgische Vollzüge, sie bietet lediglich Raum für die Anhörung des in der Tora festgehaltenen Wortes Gottes. Die Tora wird von einem Vorleser von einem erhöhten Vorlesepult aus, dem Almemor, vorgelesen. Die Schriftrollen werden im Heiligen Schrein, dem Aron ha-Kodesch, der vor der Ostwand steht, aufbewahrt. Sind diese beiden kultischen Pole gegeben, spielt die Art der architektonischen Raumhülle keine Rolle – so hat sich denn auch kein eigener synagogaler Baustil herausgebildet. Erst im 19. Jahrhundert, als Synagogen auch in den Zentren der Städte ihren Ort fanden, wird darauf geachtet, dass sich die Synagoge gegenüber anderen Sakralbauten als ein Gebäude ausweist, das die Eigenständigkeit des Judentums herausstellt. So treten Gestaltungselemente auf, welche die Herkunft der mosaischen Religion aus dem Orient demonstrieren, was allerdings die Gefahr birgt, Außenseitertum zu dokumentieren. Es gab im 19. Jahrhundert allerdings auch zahlreiche jüdische Gemeinden in Deutschland und Europa, die darauf bestanden, ihre Synagogenneubauten im Stil der Umgebungsgesellschaft, vorzugsweise in romanischen Formen, zu errichten.

Die alte Synagoge in Deutz

Mit der Vertreibung der Juden aus Köln im Jahre 1424 verlor die mittelalterliche Synagoge im Quartier der Juden an der Marspforte ihre Funktion – sie lebte bis zur Säkularisation im Jahre 1802 als christliche Kapelle unter dem Titel St. Maria in Jerusalem fort. Nach vielerlei weiteren Nutzungen ging sie 1943 im Bombenhagel bis auf wenige Reste unter.

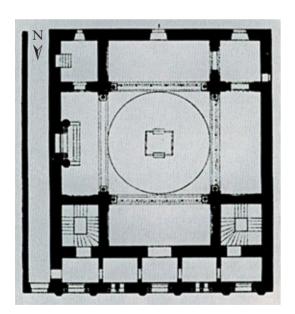
Vermutlich ließen sich nach der Vertreibung zahlreiche Stadtkölner Juden wegen der dortigen wirtschaftlichen Möglichkeiten in Frankfurt am Main nieder. Für das 16. Jahrhundert ist eine Synagoge in Deutz bezeugt. Es kann somit angenommen werden, dass sich ein Teil der Vertriebenen später wieder in Deutz, also nahe dem wichtigsten Handelsweg, dem Rhein, ansiedelte und eine Gemeinde gründete. Zudem genossen die Juden weiterhin den Schutz des Erzbischofs und Kurfürsten.

Am Nachmittag des 28. Februar 1784, es ist dies ein Schabbat, wurde Deutz von einem schweren Eisgang erfasst. Die sich auftürmenden Eisschollen rissen auch die Synagoge nieder – 13 Torarollen gingen mit ihr unter. Nach der Zerstörung machte sich die Gemeinde daran, ihre Synagoge an gleicher Stelle wieder aufzubauen: 1786 war das Werk getan.

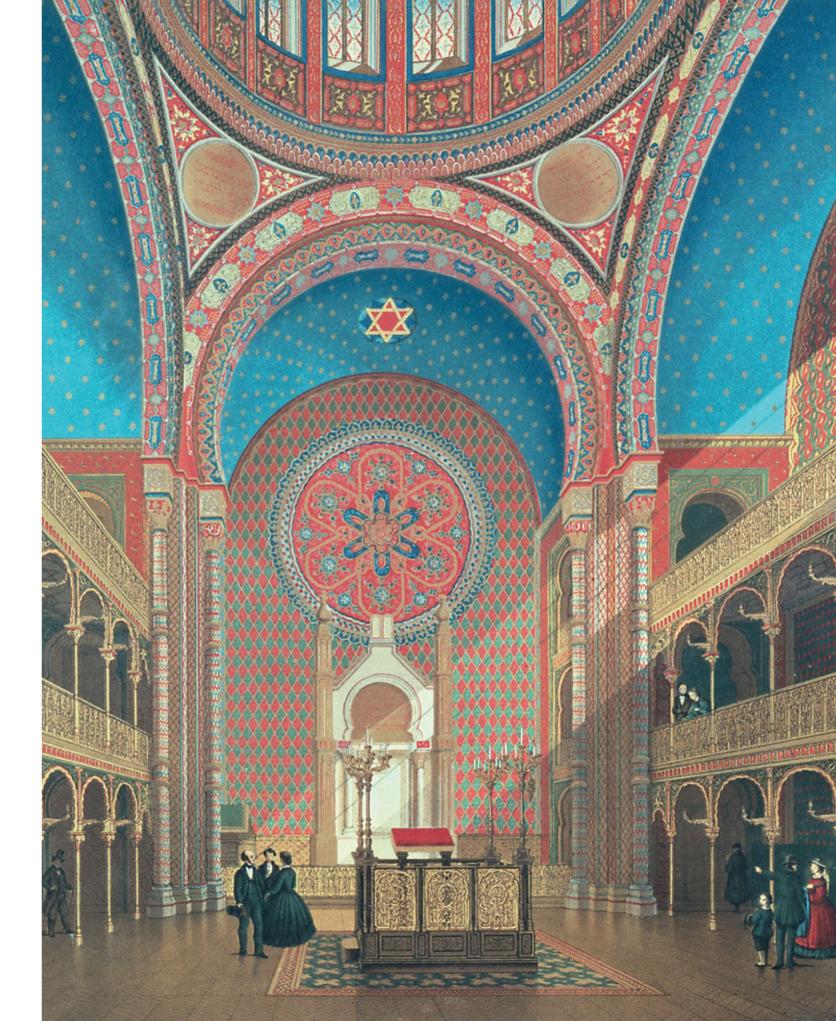
Nach knapp 128 Jahren fiel die alte, an der Deutzer Freiheit stehende Synagoge der Modernisierung der Stadt Köln zum Opfer: Sie war der neuen, von 1913 bis 1915 über den Strom

Zwirner (1802–1861), der den Kölner Baumeister Anton Meder mit der Ausführung betraute. Feierlich wurde am 30. Juni 1857 der Grundstein gelegt, und am 29. August 1861 fand sich die Gemeinde zum Einweihungsgottesdienst ein. In seiner Festrede stellte Rabbiner Dr. Israel Schwarz nicht ohne Stolz fest: »Rom hat einst Jerusalem zerstört, und hier im fernen Germanien sind Roms stolze Denkmäler längst verschüttet und auf ihnen erhebt sich die jüdische Synagoge.«

Zwirner entwarf einen würfelförmigen, von einer Tambourkuppel überhöhten Bau, dem er einen eingeschossigen, mit der Straße fluchtenden Eingangs- und Wohnbau vorsetzte. In den quadratischen Grundriss des Kubus schrieb er einen Binnengrundriss in Form eines griechischen Kreuzes ein. Den so ausgeschiedenen vier quadratischen Zwickelräumen gab er je eigene Nutzungen: In die beiden nördlichen stellte er die Emporentreppen ein, in dem südöstlichen brachte er die Wochentagssynagoge unter und den südwestlichen gestaltete er als Ort der Vorbereitung auf den Gottesdienst. Mit der Stellung des Kubus hinter die Straßenflucht war eine effektvolle Distanz zur schmalen Glockengasse geschaffen. Seine Verkleidung mittels cremeweißen Kalksteins, der regelmäßig von roten Sandsteinbändern horizontal durchschossen wurde, gab dem Gebäude eine Farbigkeit, die ihm Aufmerksamkeit sicherte. Haupt- und Zugangsbau waren sowohl über ihr Farbgewand als auch über die Art ihrer Gliederung als zusammengehörig ausgewiesen.



Die Synagoge in der Glockengasse, Grundriss und Innenansicht (Chromolithographie von J. Hoegg nach einem Aquarell von Carl Emanuel Conrad), um 1861



Von den drei Portalen führten die beiden äußeren zu den Emporentreppen. Das Mittelportal vermittelte in den um vier Stufen über dem Straßenniveau liegenden, nach Osten ausgerichteten und in eine von Gold-, Blau- und Rottönen dominierte Farbigkeit eingehüllten Hauptraum. Vier von Pfeilern gestützte, leicht gestelzte Rundbogen schieden mit ihren von Säulen gestützten Unterzügen, die zum Dreiviertelbogen ausgezogen sind, eine quadratische Vierung aus. Während die Kreuzarme mit Tonnen geschlossen waren, war der Vierung eine mittels des Tambours erhöhte Pendentivkuppel aufgesetzt. Die aus vergoldetem Eisen gefügten, die Vierung von drei Seiten her umgreifenden Doppelemporen ruhten auf gestelzten Rundbogenarkaden, die von dünnen Stützen gehalten wurden. In der Ostnische erhob sich der aus weißem Marmor von dem Dombildhauer Christoph Stephan (1794–1864) geschaffene Aron-Vorbau, den das Ostfenster überhöhte. Zwei mit Zwiebelkuppeln bekrönte Pfeiler flankierten die mit einem von Säulen gestützten Dreiviertelbogen schließende Tora-Nische. Den zwischen die Pfeiler eingespannten Giebel bekrönen die beiden Gesetzestafeln des Moses. In der Mitte der Vierung stand, durch eine teppichartige Bodeninkrustation betont, die Bima.

Belichtet wurde der Zentralraum über je ein Fenster in der Nord-, Süd- und Ostwand. Sowohl die Farbgebung als auch die vorherrschende Verwendung des Dreiviertelbogens und der Zwiebelkuppeln ist als Hinweis auf die orientalische Herkunft des mosaischen Glaubens zu verstehen. Zugleich hebt sie sich vermittels Form und Farbe gegenüber den in Köln dominierenden romanischen und gotischen Formen der Kirchen ab.

H. F.

Die Synagoge in der Roonstraße

Die Große Synagoge steht in einer langen Wohnzeile, so dass sie für die Straße keine städtebauliche Aufgabe zu übernehmen hat. Diese übernehmen die beiden Kirchtürme, die jeweils einen der Pole der Straße als Point de Vue besetzen. Wenngleich auch eine breite Straße die Synagoge von der ihr gegenüberliegenden städtischen Grünanlage, dem heutigen Rathenauplatz, trennt, so bietet der sich auftürmende Bau diesem Platz dennoch eine repräsentative Platzwand. Von 1885 bis 1899 errichtet, war und ist der Bau ein Zentrum der Kölner jüdischen Gemeinde.

Nach der Eröffnung der Synagoge in der Glockengasse stieg die Zahl der Mitglieder der Synagogengemeinde stetig an, so dass die 366 Sitze nach gut 20 Jahren nicht mehr ausreichten. Die 1881 begonnene Anlage der Kölner Neustadt bot die Möglichkeit, dort, außerhalb der engen Innenstadt, ein ausreichend großes Grundstück zum Bau eines vielräumigen Gemeindezentrums mit integrierter Synagoge zu errichten. Nach gründlicher Detailplanung schrieb die Gemeinde im Dezember 1893 einen Architektenwettbewerb aus. Nach ihrem

Wunsch sollte die Synagoge 800 Männer- und auf den Emporen 600 Frauenplätze sowie Platz für 70 Chormitglieder bieten. Ebenso wünschte sie neben einem Trauungssaal und einer Reihe kleinerer Räume vier Schulräume für 60 Schüler. Stilistische Vorgaben machte sie nicht, betonte lediglich, dass die Heilige Lade, der Aron ha-Kodesch, im Südosten stehen müsse. Sie erwarb 1894 ein östlich gegenüber dem 1887 angelegten Königsplatz, dem heutigen Rathenauplatz, gelegenes Grundstück an der Roonstraße. Am 16. April 1895 gingen 16 Entwürfe ein, von denen der des Kölner Architekturbüros Schreiterer & Below den Ersten Preis erhielt. Mit den Bauarbeiten des mittels seiner romanisierend-historistischen Formensprache in die rheinische Baulandschaft eingepassten Neubaus wurde am 1. Mai 1895 begonnen, die Feier der Grundsteinlegung fand fünf Monate später am 23. Oktober statt. Als Tag der Einweihung legte die Gemeinde den 22. März 1899 fest, es ist dies Tag und Monat des Geburtstags des am 9. März 1888 verstorbenen Kaisers Wilhelm I.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, die unter dem Namen *Reichskristall-nacht* traurige Berühmtheit erlangte, steckten die Gewalttäter die Synagoge in Brand: Erhalten bleiben die Außenmauern und die Kuppel mit ihrer starken Substruktion.



Die Synagoge in der Roonstraße, 1899



Klasse der Morijah-Schule mit Lehrer Hans Grünewald, 1927/1928

der orthodoxen Trennungsgemeinde *Adass Jeschurun*. Der erste Direktor der Anstalt war Rabbiner Dr. Hirsch Plato. Am 21. Februar 1883 gewährte der preußische König dem Lehrerseminar die Rechte einer juristischen Person. Am 16. Januar 1883 feierte die *Adass Jeschurun* gleichzeitig die Eröffnung des Seminargebäudes in der St.-Apern-Straße und die Einweihung ihrer Synagoge. Seit 1910 war das Seminar berechtigt, staatliche Lehrerprüfungen abzunehmen; es unterstand von nun an dem Provinzialschulkollegium in Koblenz. Nach dem Ersten Weltkrieg konnte auch die zweite Lehrerprüfung am Kölner Seminar absolviert werden. Bis 1933 wurden 500 jüdische Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet. Das Seminar wurde von den Rabbinern Dr. Emanuel und Dr. David Carlebach und seit 1936 von dem Lehrer Elias Gut geleitet. Die seit 1931 in die Wege geleitete Reform der Lehrerausbildung in Preußen gefährdete den Betrieb der Einrichtung. Seit 1933 konnten in der St.-Apern-Straße nur noch jüdische Religionslehrer ausgebildet werden.

Die private Volksschule *Morijah* wurde am 1. April 1907 gegründet. Sie war im Gebäude des jüdischen Lehrerseminars untergebracht und diente der Vorbereitung der künftigen jüdischen Volksschul- und Religionslehrer auf die pädagogische Praxis. Die *Morijah* wurde hauptsächlich von Kindern aus der orthodoxen *Adass Jeschurun* besucht. Seit 1919 entwickelte sich die zweiklassige Übungsschule zu einer sechs- bis siebenklassigen Volksschule.

Das Reformrealgymnasium *Jawne*, die einzige höhere jüdische Schule im Rheinland, wurde 1919 auf Initiative der Rabbiner Dr. Emanuel Carlebach und Dr. Benedikt Wolf gegründet. Die Einrichtung dieser Schule, die jüdisch-orthodoxem Geist verpflichtet war, kann auch als Akt der Abwehr von Auflösungstendenzen im deutschen Judentum gesehen werden. Träger der Schule war der Verein *Jawne* e.V., in dem eine Zusammenarbeit zwischen Trennungsgemeinde und Großgemeinde erfolgreich realisiert werden konnte. 1925 erhielt die Schule die staatliche Anerkennung als Real-Progymnasium mit Lyzeum und 1929 den Status eines privaten jüdischen Reformrealgymnasiums für Jungen und Mädchen. 1929 wurde Dr. Erich Klibansky zum Direktor der *Jawne* berufen, der bis in die Zeit des Nationalsozialismus das hohe Niveau der Einrichtung garantierte und ihr weit über Köln hinaus Anerkennung sicherte.

Nach 1933 erfuhren die jüdischen Schulen einen enormen Zuwachs, da die jüdischen Schüler sukzessive von den allgemeinen Schulen entfernt wurden; zahlreiche Kinder aus den Land- und Kleinstadtgemeinden strömten nun in die wenigen jüdischen Bildungseinrichtungen. Alle jüdischen Schulen sahen sich vor allem mit dem Problem konfrontiert, zunehmend Kinder aus religiös-liberalen Familien zu integrieren. Die verbliebenen Kinder wurden verstärkt durch Isolierung und Psychoterror, vor allem auch im diffamierenden Rassenkundeunterricht, unter Druck gesetzt. Allerdings verloren die jüdischen Schulen durch die Auswanderung immer wieder Schüler. Das jüdische Schulwesen in der NS-Zeit war erheblichen Fluktuationen ausgesetzt. Anfang 1933 besuchte etwa die Hälfte der 2000 jüdischen Schüler Kölns die jüdischen Schulen.



ging beispielsweise die Dombau-Lotterie zurück und Simon und Henriette Oppenheim stifteten 1880 für den Dom ein von Michael Welter geschaffenes Fenster mit der Darstellung der alttestamentlichen Patriarchen und Könige Josias, Josaphat, Salomon und Jesse, das nach einer vom Bankhaus geförderten Restaurierung nun wieder in vollem Glanze erstrahlt. Im selben Jahr schenkte Charlotte von Oppenheim der Domkirche zum Andenken an ihren verstorbenen Ehemann Abraham ein weiteres Fenster.

Abraham Oppenheim organisierte auch die Geldsammlung für das Reiterstandbild Friedrich Wilhelms III. auf dem Heumarkt, das seit einigen Jahren dort wieder aufgestellt ist. Abrahams Ehefrau Charlotte stiftete nach dem Tode ihres Gatten das *Freiherr Abraham von Oppenheim'sche Kinderhospital* in der Buschgasse, das Kindern aller Konfessionen und vor allem denen, die aus sozial schwachen Familien stammten, offen stand.

Das von den Oppenheims 1869 begründete Gestüt mit Rennstall *Schlenderhan* entwickelt sich zu einem der erfolgreichsten in Deutschland.

Eine Karriere außerhalb des Bankgeschäfts gelang Max von Oppenheim, der als Diplomat, Forscher und Sammler auf sich aufmerksam machte. Ihm ist vor allem der erfolgreiche Abschluss der Grabungsarbeiten im syrischen Tell Halaf zu verdanken.

So viel wirtschaftliche Bedeutung, Reichtum und große Wohltätigkeit blieben nicht ohne Anerkennungen und Ehrungen. Die gesellschaftliche Integration gelang der jüdischen Familie Oppenheim schon bald. Abraham Oppenheim wurde 1855 zum Kommerzienrat und drei Jahre später zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. 1868 wurde der kinderlose Bankier in den preußischen Freiherrenstand erhoben, während sein Bruder Simon in Österreich nobilitiert wurde.

Im weiteren Verlauf der Familiengeschichte entfernten sich die Oppenheims von der jüdischen Religion: Eduard und Albert von Oppenheim heirateten in die Kölner Oberschicht ein und nahmen die Konfession ihrer Gattinnen an. Die Abkehr von der jüdischen Religion verhinderte allerdings nicht, dass die Inhaber der Bank während der Zeit des Nationalsozialismus in Lebensgefahr gerieten. Heute ist Sal. Oppenheim jr. & Cie. die größte deutsche Privatbank.

E. P.-J.

Ehrenpokal für Abraham Oppenheim

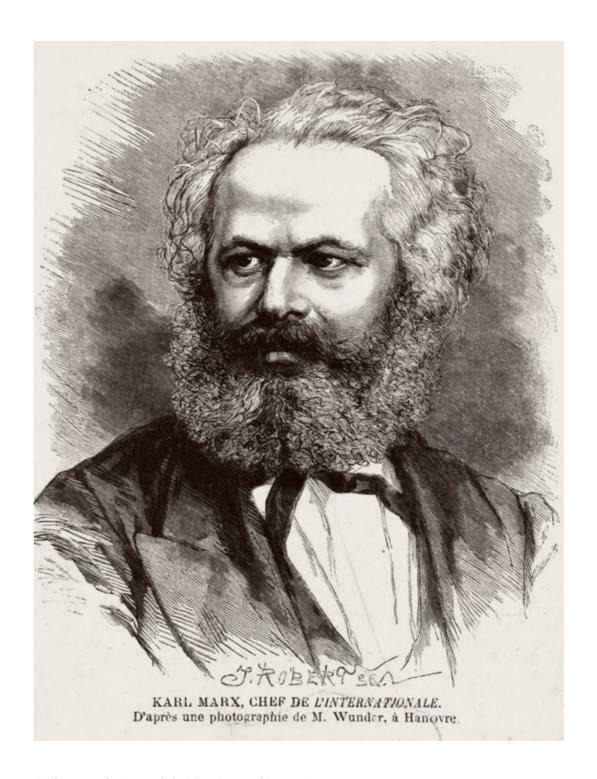
formulierte – das »Gesetzbuch« als »die Freiheitsbibel« galt. Er verteidigte das von Frankreich übernommene Rechtssystem, vor allem die öffentlichen Schwurgerichte. Er schrieb flammende Rechtfertigungen der Pressefreiheit. Eine »freie Presse« bezeichnete er als »die inkorporierte Kultur«.

Schon bald schritt die preußische Regierung gegen die Zeitung ein und verbot diese »Hure am Rhein« (Friedrich Wilhelm IV.). Am Rande des Kölner Dombaufestes von 1842 hatte der östereichische Staatskanzler Metternich gegenüber dem preußischen König die Presse als »ein lebendiges Werkzeug des Bösen« bezeichnet. Nachdem Ende März 1843 die letzte Ausgabe erschienen war, heiratete Marx in Bad Kreuznach und ging ins Ausland, zuerst nach Paris, dann nach Brüssel. In Paris schrieb Marx zwischen August und Dezember 1843 seinen oft missverstandenen Zeitschriftenartikel »Zur Judenfrage«.

Mütterlicher- und väterlicherseits stammte Marx von traditionsreichen Rabbinerfamilien ab. Sein Vater hatte sich bereits 1816, um seinen Anwaltsberuf in Preußen ausüben zu können, evangelisch taufen lassen, 1824 folgten Karl und seine Geschwister, 1825 die Mutter. Trotzdem war Marx immer wieder Opfer übler antisemitischer Angriffe. Marx selbst distanzierte sich zeit seines Lebens vehement von allem Jüdischen. Der Schweizer Philosoph und Publizist Arnold Künzli spricht sogar davon, dass Marx' Verhältnis zum Judentum »fast ausschließlich durch einen lebenslangen Haß bestimmt« gewesen sei. Als die Rheinische Zeitung 1842 in zahlreichen Artikeln für die Emanzipation der Juden im preußischen Staat Stellung bezog, wollte sich auch Marx mit den in der Kölnischen Zeitung erschienenen Aufsätzen »gegen das Judenthum« auseinandersetzen. Er kündigte einen Artikel an, der die Diskussion »in eine andre Bahn bringen« werde. Als im März 1843 die Liberalen in Köln eine Petition an den rheinischen Provinziallandtag planten, in der sich für die Emanzipation der Juden eingesetzt werden sollte, wollte Marx dies unterstützen. »Soeben kömmt der Vorsteher der hiesigen Israeliten zu mir«, schrieb Marx an den Schriftsteller Arnold Ruge, »und ersucht mich um eine Petition für die Juden an den Landtag und ich wills thun. So widerlich mir der isrälitische Glauben ist, so [...] gilt [es,] so viele Löcher in den christlichen Staat zu stossen als möglich und das Vernünftige [...] einzuschmuggeln. Das muß man wenigstens versuchen und die Erbitterung wächst mit jeder Petition, die mit Protest abgewiesen wird.« Die schließlich zustandegekommene Petition hat Marx wahrscheinlich nicht verfasst.

Die Revolution von 1848/49 gehörte neben der Zeit der ersten Internationale (1864–1872) zur politisch aktivsten Zeit von Marx. Von Juni 1848 bis Mai 1849 gab er in Köln die Neue Rheinische Zeitung heraus, die er zum bedeutendsten Sprachrohr der demokratischen Bewegung machte.

Marx betrachtete die französische Februarrevolution von 1848, die innerhalb weniger Wochen die Throne fast aller europäischen Herrscher zum Wanken gebracht hatte, »nur als einen oberflächlichen Anfang der europäischen Bewegung«. Seinen Ausführungen in einer Versammlung der in Paris lebenden Deutschen im März 1848 zufolge scheint er zunächst der



Zeichnung, nach 1871, nach der Marx-Fotographie von 1867

der Zwischenhandel wurde weitgehend ausgeschaltet. Das erweiterte Angebot brachte man mit Hilfe neuartiger Werbestrategien wie Zeitungsannoncen, Rabatte und Ausverkäufe an den Kunden. Die Einführung des Warenhauses bedeutete einen innovativen Umbruch im Einzelhandel, der sich allerdings nicht ohne hartnäckigen Widerstand und Angriffe vollziehen konnte.

1879 heiratete Leonhard Tietz Flora Baumann, die ihren Ehemann in seinen Geschäften fortan energisch unterstützte; die führenden Persönlichkeiten des wachsenden Unternehmens rekrutierten sich aus Floras Verwandtschaft. Tietz war von Anfang an als Familienbetrieb konzipiert und blieb es auch in den Zeiten des expansiven Filialsystems. Leonhard Tietz erkannte bald die Chancen, die in einer Geschäftsverlagerung in Richtung Westdeutschland lagen. Das Rheinland war damals eine der wirtschaftlich am weitesten fortgeschrittenen Regionen des Deutschen Reiches; hier lebte eine kaufkräftige, aufstiegsorientierte und zum Geldausgeben bereite Mittelschicht, der Tietz die Attribute bürgerlichen Lebensstils liefern konnte.

1889 wurde das Haus in Elberfeld eröffnet, 1891 das erste sehr bescheidene Geschäft in Köln und 1902 der im Jugendstil errichtete prunkvolle Passagenbau an der Hohe Straße und An St. Agatha, der erstmals das vollständige Warensortiment führte, ein Prinzip, das künftig für alle Filialen galt. Seit 1895 war Köln Zentrale des Unternehmens. Die Schwerpunktverlagerung erwies sich als voller Erfolg. 1905 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt; alle Aktien befanden sich im Besitz der Familie. Die durch den Wechsel der Rechtsform bewirkte Ausweitung der Kapitalbasis bildete die Voraussetzung für die geplante Expansion des Unternehmens. In der neuen Aktiengesellschaft erwies sich das Festhalten an jüdischen Traditionen auch im Geschäftsleben als nicht mehr praktikabel: Die Warenhäuser öffneten ohnehin am Schabbat und bald auch an den hohen jüdischen Feiertagen. Um 1910 bestanden Filialen in Düsseldorf, Mainz, Aachen, Düren, Eschweiler, Bonn, Krefeld, Mayen, Kassel, Barmen, Remscheid und in verschiedenen Kölner Stadtvierteln. Auch in Belgien unterhielt der Konzern mehrere Filialen. Mit der Schaffung eigener Fabriken wurde die Nähe zur Produktion intensiviert.

Der Tod Leonhard Tietz' am 15. November 1914 leitete einen Generationenwechsel in der Führungsetage ein. Bis 1933 stand der Sohn Alfred Leonhard Tietz an der Spitze des Unternehmens.

In der Wirtschaftskrise seit 1929 geriet auch die Leonhard Tietz A.G. in Schwierigkeiten. Antisemitische Ressentiments kamen wieder hoch. Als Alfred L. Tietz 1930 die Ehrendoktorwürde der Kölner Universität verliehen werden sollte, kam es zu Protesten und Krawallen. Die NS-Propaganda gegen die Betriebsform Warenhaus eskalierte. Im Verlauf der Boykottaktionen, die am 1. April 1933 ihren Höhepunkt erreichten, verlor das Unternehmen einen Großteil seiner Kundschaft. Die Aktien der Leonhard Tietz A.G. erlitten einen rapiden Kursverfall. Nach dem 1. April wurde gegen den Widerstand der unteren Parteiebenen, aber mit

Kaufhaus Tietz: Lichthof



Köln erlebte zu Beginn und zum Ende der 1920er Jahre wichtige – über die Stadt hinaus beachtete – avantgardistische Akzente, die in der Stadt selbst aber durch öffentliches demonstratives Desinteresse >übergangen« wurden. Unter den Kölner Künstlern und ihren Freunden spielten der Glaube oder die Herkunft nie eine Rolle. Auch blieb das Interesse an der avantgardistischen Kunst noch in den 1930er Jahren erhalten. Dies zeigen die Sammlungstätigkeit von Josef Haubrich oder die Verkäufe während einer Ausstellung im Kölnischen Kunstverein 1936. Die Witwe des Sammlers und jüdischen Schuhfabrikanten Alfred Hess aus Erfurt, Thekla Hess, hatte aus der sicheren Schweiz heraus Ernst Ludwig Kirchners Bild Berliner Straßenszene (1913) eingeliefert. Der Freund der Familie und Frankfurter Industrielle, Carl Hagemann, kaufte das Bild zu einem demonstrativ weit über dem internationalen Niveau liegenden Preis von 3000 Reichsmark (FAZ v. 4.11.2006). Trotzdem begann mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten ab 1933 auch in Köln die systematische »Säuberung des Kunsttempels« und der in der Domstadt konstant vorhandene Schwelbrand gegen die Avantgarde wurde zunehmend zum vernichtenden Feuer. »Der Tanz auf dem Vulkan« fand nun in dem von dem italienischen Anthropologen Cesare Lombroso (1836–1909) eingeführten naturwissenschaftlichen Begriff »Entartung« in der Adaption bei den Nationalsozialisten seine bittere Umdeutung, Jüdische Künstler, Galeristen und Sammler, politisch Motivierte sowie die Vertreter der Moderne überhaupt wurden in Köln wie anderswo der Verfolgung Preis gegeben. Die Kölner Künstlerin Marta Hegemann, die diese Jahre in Köln erlebt hatte, schrieb dazu: »1933 fiel man uns ins Wort, fielen wir aus dem Rahmen, wurden wir, die doch eben erst angekommen, schon deportiert in die äußere oder innere Emigration.« (Euler-Schmidt, Marta Hegemann, S. 82)

M. E.-Sch.

Louise Straus-Ernst Kunsthistorikern, Journalistin

Louise Amelie (»Lou«) Straus, am 2. Dezember 1893 in Köln geboren, entstammte einer jüdisch-orthodoxen Familie. Ihr Vater war Jacob Straus, Mitinhaber der Hutfabrik und des Modewarengeschäfts Löwenstern & Straus. 1912 begann sie in Köln mit dem Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Geschichte, das sie 1917 bei Paul Clemen in Bonn mit einer Doktorarbeit über die mittelalterliche Goldschmiedekunst des Rheinlandes abschloss. Während ihres Studiums lernte sie den Maler Max Ernst kennen, den sie 1918 heiratete. Die Verbindung stieß bei der sehr frommen Familie Straus und der streng katholischen Brühler Familie Ernst auf wenig Wohlgefallen. Von 1917 bis 1919 arbeitete Louise Straus-Ernst als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wallraf-Richartz-Museum. Während der ersten Dada-Ausstellung 1919 im Kölner Brauhaus Winter stellte sie Collagen aus, die sie unter dem Na-

August Sander, Portrait Louise Straus-Ernst und Sohn Jimmy Ernst

